

Zweites Buch.

Die Revolution.

Ogni lascivia, ogni male, nulla giustizia, nullo freno.
Non c'era più remedio, ogni persona periva. Allora Cola di
Rienzi etc. *Vita di Cola di Rienzi, lib. I. Chap. 2.*

Nichts als Ausgelassenheit, nichts als Böses; keine Ge-
rechtigkeit, kein Zügel. Es gab kein Mittel mehr dagegen,
Alles ging zu Grunde. Cola di Rienzi, u. s. w.

Erstes Kapitel.

Der Ritter von der Provence und sein Antrag.

Es war beinahe Mittag, als Adrian durch das
Thor des Palastes von Stephan Colonna ging. Die
Paläste der Adelligen waren damals nicht so, wie wir
sie jetzt sehen — Sammelplätze für die unsterblichen
Gemälde italienischer, für die unvergänglichen Bild-
hauerarbeiten griechischer Kunst; aber bis auf den
heutigen Tag sind die massiven Wände, die vergit-
terten Fenster und die geräumigen Höfe noch vor-
handen, in welchen sie zu jener Zeit ihre rohen An-
hänger beherbergten. Hoch über dem Thore erhob
sich ein gewaltiger, fester Thurm, von welchem aus
man eine weite Aussicht über die verstümmelten Ueber-

bleibsel Roms hatte. Das Thor selbst war auf beiden Seiten durch Granitsäulen geziert und befestigt, deren dorische Capitäle den Tempelraub verriethen, durch den sie einem der vielen Gotteshäuser, welche früher das geheiligte Forum umgaben, entriffen worden waren. Von einer gleichen Veraubung stammten die ungeheuern Travertinblöcke, aus welchen die Mauern des äußeren Hofes waren. Das barbarische Sich-Zueignen der werthvollsten Kirchendenkmale war zu jener Zeit so gewöhnlich, daß Säulen und Gebäude des früheren Rom von allen Klassen nur als Steinbrüche betrachtet wurden, von welchen Jeder die Materialien zu seinem Schlosse oder seiner Hütte herbeiholen konnte, — eine Zerstörungssucht, weit größer, als die der Gothen, deren eine spätere Zeit gerne alle jene Schmach aufgebürdet hätte, und die vielleicht noch mehr, als schwerere Vergernisse, den klaffischen Unwillen Petrarca's erweckte und bewirkte, daß er in seinen Hoffnungen für Rom mit Rienzi fühlte. Noch immer sind die Kirchen zu sehen, die, von der gestaltlosesten Architektur, neben oder aus den Marmorblöcken erbaut sind, welche die Namen Venus, Jupiter, Minerva heiligen (eher, als daß sie durch diese geheiligt wurden); der Palast des Fürsten der Orsini, des Herzoges von Gravina, erhebt sich über den schönen, noch sichtbaren Bogen des Theaters des Marcellus, — damals eine Beste der Sarelli.

Als Adrian über den Hof ging, versperrte ein schwerer, mit ungeheuern Marmorplatten beladener Wagen, die aus der unerschöpften Fundgrube von

Nero's goldenem Hause gegraben waren, den Weg; sie waren zu einem weiteren Thurme bestimmt, durch den Stephan Colonna das geschmack- und formlose Gebäude noch zu befestigen beabsichtigte, in welchem der alte Edelmann den Ruhm, dem Geseze Troß zu bieten, behauptete.

Der Freund Petrarca's und Zögling Rienzi's seufzte tief, als er an diesem mit einem Raube beladenen Fuhrwerke vorüberging, und sah, wie ein Pfeiler von kannelirtem Alabaster, der nachlässig von dem Wagen herabgerollt wurde, mit lautem Krachen auf das Pflaster fiel. Unten an der Treppe waren einige Duzende der Banditen, die der alte Colonna unterhielt; sie würfekten auf einem alten Grabsteine, dessen deutliche und tiefgegrabene Inschrift (so verschieden von den nachlässigen Schriftzeichen des späteren Kaiserreiches) ein Denkmal aus der mächtigsten Zeit Roms verriethen, und der jetzt, selbst von Asche frei und umgestürzt, diesen wilden Fremdlingen als Tisch diente und schon zu dieser frühen Stunde mit Ueberresten von Essen und Flaschen mit Wein bedeckt war. Sie rührten sich kaum — sie blickten kaum auf — als der junge Edelmann an ihnen vorüberging; ihre wilden Flüche und lauten, in einem nordischen Jargon ausgesprochenen Stoßgebete verletzten sein Ohr, als er mit langsamem Schritte die hohen, unreinlichen Treppen hinaanstieg. Er kam in ein geräumiges Vorzimmer, das halb von der höheren Klasse der Klienten des Patriciers angefüllt war; fünf oder sechs Pagen, ausgewählt aus dem niederen Adel,

standen in einer schmalen Fenstervertiefung und besprachen die ernstesten Gegenstände der Galanterie und Intrigue; drei Anführer der unten befindlichen Bande saßen mit angelegtem Brustharnisch, Schwert und Helm an ihrer Seite, stumm und dumm an einem Tische mitten in dem Zimmer und hätten, ohne die feierlich regelmäßige Bewegung, mit der sie von Zeit zu Zeit ihre Becher an die härtigen Lippen setzten und dann mit behaglichem Grunzen wieder in ihre Betrachtungen versanken, für Automaten gelten können. Auffallend war der Contrast ihres nordischen Phlegma's gegen einen Schwarm italienischer Klienten, Bittsteller und Schmarotzer, die unruhig hin- und hergingen und laut mit all den heftigen Geberden und wechselnden Physiognomieen südlicher Leidenschaft mit einander sprachen. Als Adrian unter diese bunte Gesellschaft trat, entstand allgemeines Geräusch und Aufsehen. Die Banditenhäuptlinge nickten mechanisch mit den Köpfen; die Pagen verbeugten sich und bewunderten die Schönheit seiner Feder und Strümpfe; die Klienten, Bittsteller und Schmarotzer drängten sich um ihn, Jeder mit einer andern Bitte um Verwendung bei seinem mächtigen Verwandten. Adrian bedurfte all seiner gewohnten Höflichkeit und Gewandtheit, um sich aus ihren Händen zu retten; nur mit Mühe gewann er endlich die niedere, schmale Thüre, an welcher ein großer Diener stand, der die Bewerber einließ, oder zurückwies, je nachdem es sich mit seinem Vortheile und seiner Laune vertrug.

„Ist der Baron allein?“ fragte Adrian.

„Nein, nicht ganz, mein Gebieter; ein fremder Signor ist bei ihm — aber für Euch ist er natürlich sichtbar.“

„Nun, Ihr könnt mich schon einlassen. Ich will mich nach seinem Befinden erkundigen.“

Der Diener öffnete die Thüre — durch welche mancher eifersüchtige und sehnfüchtige Blick hineinschaute — und übergab Adrian der Führung eines Pagen, der, älter und angesehener, als die Müßiggänger im Vorzimmer, der Lieblingsdiener des Schloßherrn war. Adrian ging noch durch ein leeres, großes und trübseliges Zimmer, ehe er sich in einem kleinen Kabinet bei seinem Verwandten befand.

Vor einem mit einem Schreibapparat versehenen Tische saß der alte Colonna; ein Rock von reichem Pelz und Sammt hing fliegend um seine hohe, stattliche Gestalt; unter einer runden Mütze von behaglicher Wärme und karmesinrother Farbe quollen einige graue Locken hervor und vermischten sich mit einem langen, ehrwürdigen Barte. Die Züge des betagten Barons, der längst sein achtzigstes Jahr zurückgelegt, trugen noch immer Spuren von Anmuth, wegen deren er in seinen früheren Jahren berühmt gewesen war. Seine Augen waren, wenn auch tiefliiegend, noch kühn und lebhaft und sprühten das Feuer der Jugend; sein in gefälligem, obwohl halb satirischem Lächeln aufwärts gebogener Mund und seine Erscheinung im Ganzen waren einnehmend und gebieterisch, und zeugten mehr für das erhabene Blut, den schlaunen Wis-

und die wackere Tapferkeit des Patriciers, als für seine List, seine Heuchelei und den ihm zur Gewohnheit gewordenen, aber höhnisch stolzen Unterdrückungsgeist.

Ohne gerade ein Held zu sein, war Stephan Colonna tapferer als die meisten Römer, obwohl er fest an dem italienischen Grundsatz hielt, — nie mit einem Feinde zu fechten, so lange es möglich ist, ihn zu betrügen. Zwei Fehler schadenen indessen den Wirkungen seines Scharfsinnes: ein äußerst launenvoller Uebermuth und ein starker Glaube an seine einsichts-volle Erfahrung. Unfähig, nach Analogien zu urtheilen, war er vollkommen überzeugt, daß, was nicht zu seiner Zeit sich ereignet, nie sich ereignen könne. So besaß er, obgleich als geschickter Diplomat allgemein geachtet, die List des Intriguanten, aber nicht die Vorsicht eines Staatsmannes. Wenn indessen sein Stolz ihn im Glücke übermüthig gemacht hatte, so richtete er ihn auch im Unglücke auf. Bei den früheren Wechselfällen eines Lebens, das er zum Theile in der Verbannung zugebracht, hatte er viele edle Eigenschaften der Tapferkeit, Ausdauer und wahren Seelengröße entwickelt, welche bewiesen, daß seine Fehler mehr durch die Umstände angenommen, als von Natur ihm eigen waren. Sein zahlreiches, hochgeborenes Geschlecht war stolz auf dieses Haupt, und mit Recht, denn er war der Meistvermögende und Geehrteste nicht nur unter dem unmittelbaren Geschlechte der Colonna, sondern vielleicht auch unter allen mächtigen Adeligen.

An demselben Tische mit Stephan Colonna saß
Bulwer, Rienzi. I.

ein Mann von edlem Anstande und etwa drei oder vierunddreißig Jahren, in welchem Adrian alsbald Waltern von Montreal erkannte. Dieser berühmte Ritter besaß nicht ganz diejenige Persönlichkeit, welche dem Schrecken, den sein Name überall erregte, entsprochen hätte. Sein Gesicht war schön, beinahe weiblich zart, seine schönen Haare wallten lang und frei über eine weiße, ungerunzelte Stirne; das Leben im Felde und Italiens Sonnenstrahlen hatten seine helle, gesunde Farbe, die noch viel Jugendblüte an sich hatte, nur wenig gebräunt. Seine Züge waren adlerartig und regelmäßig; seine Augen, von einem lichten Hellbraun, waren groß, glänzend und durchdringend; ein kurzer, aber gekräuselter Kinn- und Schnurrbart, nur wenig dunkler als die Haare, gab seinem hübschen Gesichte wirklich einen kriegerischen Ausdruck, der aber eher für einen Helden an Höfen und bei Turnieren, als für den Häuptling einer Räuberhorde paßte. Aussehen, Haltung und Benehmen des Provenzalen nahmen eher ein, als daß sie Furcht einflößten, — indem sie wirklich eine gewisse militärische Freimüthigkeit mit der gefälligen und anmuthigen Würde eines Mannes verbanden, der sich seiner edeln Geburt bewußt und daran gewöhnt ist, mit den Großen und Vornehmen auf gleichem Fuße zu leben. Seine Gestalt hob durch den Widerspruch glücklich den Charakter des Angesichtes, das einen hohen und kräftigen Wuchs erforderte, um seine ungewöhnliche Schönheit von der Beschuldigung der Weiblichkeit zu befreien; sie war von ansehnlicher Größe und bemerkenswerther

Muskelkraft, ohne die geringste Annäherung an einen plumpen oder schwerfälligen Körperbau; sie neigte sich in der That eher auf die Seite der Magerkeit, als Beieibtheit, — zugleich kräftig und schlank. Aber hauptsächlich war die Person dieses Kriegers, der gefürchtetsten Lanze Italiens, durch eine ritterliche und heroische Anmuth in Miene und Haltung ausgezeichnet, welche damals noch sehr durch sein Gewand von braunem Sammt, mit Perlen gestickt, gehoben wurde, über welchem der Mantel der Hospitaliterritter mit darein gewirktem, achteckigem Kreuze, dem Abzeichen seines Ordens, hing. Der Ritter beugte sich in ernstlicher Besprechung leise gegen den Colonna vor und stützte beide Hände, — die (nach der gewöhnlichen Unterscheidung des alten Normannengeschlechtes, * von dem Montreal, obgleich in der Provence geboren, abstammen sich rühmte) klein und zart, und die Finger nach der Sitte der damaligen Zeit mit Edelsteinen bedeckt waren — auf den goldenen Griff eines ungeheuren Schwertes, auf dessen Scheide die Silberlilien, die Devise der provenzalischen Bruderschaft von Jerusalem, mit großer Sorgfalt eingegraben waren.

* Kleine Hände und Füße wurden, wenn sie auch mit der übrigen Gestalt in keinem Verhältnisse standen, zu jener Zeit für keine geringere Auszeichnung der Leute von guter Herkunft gehalten, als dies in einem verfeinerten Zeitalter der Fall war. Viele der Leser erinnern sich wohl der Schmerzen, welche Petrarca durch seine engen Schuhe verursacht wurden. Diese Eigenthümlichkeit bezeichnet noch immer das wahre Normannengeschlecht, und der dießfällige Begriff von Schönheit stammt mehr aus der feudalen, als der klassischen Zeit.

„Guten Morgen, schöner Vetter!“ sagte Stephan.
 „Setze Dich, ich bitte, und erkenne in diesem ritter-
 lichen Besuche den berühmten Herrn von Montreal.“

„Ah, mein Herr,“ sagte Montreal lächelnd, indem
 er Adrian begrüßte, „und wie befindet sich die Dame
 zu Hause?“

„Ihr irrt, Herr Ritter,“ sprach Stephan, „mein
 junger Verwandter ist noch nicht vermählt; wahrlich,
 wie der Pabst Bonifacius bemerkte, als er auf dem
 Krankenbette lag und sein Beichtiger ihm von Abra-
 hams Schoos vorsprach: „dieser Genuß ist, je länger
 aufgeschoben, desto größer.““

„Der Signor wird meinen Irrthum entschuldigen,“
 erwiderte Montreal.

„Aber nicht,“ versetzte Adrian, „die Nachlässig-
 keit des Ritters Walter, der sich nicht persönlich davon
 überzeugt. Mein Dank gegen ihn, edler Vetter, ist
 größer, als Ihr ahnt; er versprach, mich zu besuchen,
 um ihn mit Muße entgegen nehmen zu können.“

„Ich versichere Euch, Signor,“ antwortete Mon-
 treal, „daß ich die Einladung nicht vergessen habe;
 aber meine Geschäfte in Rom waren bisher so wichtig,
 daß ich mich genöthigt sah, mit meiner Ungeduld,
 unsere Bekanntschaft zu befördern, zu unterhandeln.“

„O, Ihr kennt Euch von früher?“ sagte Stephan.
 „Und woher?“

„Mein Herr, es betrifft eine Dame mit!“ er-
 widerte Montreal. „Entschuldigt mein Schweigen.“

„Aha, Adrian, Adrian! wann wirst Du meine
 Enthaltksamkeit lernen?“ sagte Stephan feierlich, indem

er seinen grauen Bart strich. „Welches Beispiel gebe ich Euch! Aber genug dieser leichten Unterhaltung — kommen wir wieder auf unsern Gegenstand zurück. Du mußt wissen, Adrian, daß ich der tapferen Bande meines Gastes die muthigen Herren unten zu verdanken habe, welche Rom so in Ruhe halten, wenn sie auch viel Lärm in meine arme Wohnung machen. Er hat mich besucht, um mir noch mehr Beistand anzubieten, wenn ich dessen bedürfte, und mir Nachricht über die Angelegenheiten im nördlichen Italien zu bringen. Fahrt fort, ich bitte Euch, Herr Ritter; ich habe keine Geheimnisse vor meinem Better.“

„Du siehst,“ sagte Montreal, indem er seinen durchdringenden Blick auf Adrian heftete, „Du siehst ohne Zweifel, Herr, daß Italien im gegenwärtigen Augenblicke ein merkwürdiges Schauspiel darbietet. Es ist ein Kampf zwischen zwei sich entgegensiehenden Mächten, deren eine die andere zu Grunde richten wird. Die eine Macht ist die des unbändigen und unruhigen Volkes — eine Macht, die sie Freiheit nennen; die andere Macht ist die der Häupter und Fürsten — eine Macht, die man geeigneter Ordnung nennt. In diese beiden Parteien sind Italiens Städte getheilt. In Florenz, in Genua, in Pisa zum Beispiel ist ein Freistaat gegründet — eine Republik, Gott weiß! und eine aufrührerische, unglücklichere Regierungsart kann man sich kaum denken.“

„Das ist vollkommen wahr,“ sagte Stephan; „sie verbannten meinen eigenen nächsten Better aus Genua.“

„Ein immerwährender Streit, mit e i n e m Wort,“

fuhr Montreal fort, „zwischen den großen Familien; ein Wechsel von Verfolgungen, Confiskationen und Verbannungen; heute ächten die Guelfen die Ghibellinen — morgen vertreiben die Ghibellinen die Guelfen. Dies mag Freiheit sein, aber es ist die Freiheit des Stärkeren gegen den Schwächeren. In den anderen Städten, wie in Mailand, Verona und Bologna steht das Volk unter der Herrschaft eines Mannes — der sich selbst Fürst heißt, und den seine Feinde einen Tyrannen nennen. Er hat mehr Gewalt als jeder andere Bürger und regiert somit mit fester Hand; da sein Verstand und seine Thatkraft beständig mehr in Anspruch genommen sind, regiert er auch weiser. Diese beiden Regierungsarten liegen gegen einander zu Felde; wenn das Volk auf der einen Seite sich gegen seinen Fürsten empört, so schickt das Volk auf der andern Seite — das heißt, die Freistaaten — Waffen und Geld zu ihrer Unterstützung.“

„Du hörst Adrian, wie schädlich diese Leute sind,“ sagte Stephan.

„Nun scheint mir,“ fuhr Montreal fort, „daß dieser Zwist bald oder später ein Ende nehmen muß. Ganz Italien muß republikanisch oder monarchisch werden. Der Erfolg ist leicht vorauszusehen.“

„Ja, die Freiheit muß am Ende siegen!“ sagte Adrian mit Wärme.

„Verzeiht mir, junger Herr; ich bin gerade der entgegengesetzten Ansicht. Ihr wißt, daß die Republiken ein Handelsvolk sind, sie schätzen den Reichtum, sie verachten die Tapferkeit, sie betreiben alle

Gewerbe, ausgenommen das der Waffenschmiede. Wie vertheidigen sie sich nun im Kriege? Durch ihre eigenen Bürger? Nicht daran zu denken! Entweder senden sie zu einem fremden Fürsten und versprechen ihm für Gewährung seines Schutzes die Oberherrschaft über die Stadt auf fünf oder zehn Jahre, oder miethen sie von einem kühnen Abenteurer, wie ich, so viele Truppen, als sie im Stande sind, zu bezahlen. Ist es nicht so, Signor Adrian?"

Gegen seinen Willen mußte Adrian Beifall nicken.

„Nun, dann ist es der Fehler des fremden Fürsten, wenn er sich nicht eine dauernde Herrschaft gründet, wie es schon in ehemals freien Staaten durch die Visconti und Scala geschehen; oder ist es der Fehler des Hauptmannes der Söldlinge, wenn er seine Straßenräuber nicht zu Senatoren, und sich zum Könige macht. Diese so natürlichen Ereignisse müssen bald oder später in ganz Italien eintreten. Ganz Italien wird dann monarchisch werden. Nun scheint es mir in dem Interesse aller mächtigen Familien zu liegen — der Gurigen in Rom und der Visconti in Mailand, — diese Epoche zu beschleunigen und, während es noch mit Leichtigkeit geschehen kann, diese rebellische Ansteckung unter dem Volke zu ersticken, die sich jetzt reißend verbreitet und für sie in dem Fieber der Zügellosigkeit, für Euch aber in der Fäulniß des Todes endet. In diesen Freistaaten haben die Adligen zuerst zu leiden; zuerst werden ihre Privilegien, dann ihrer Eigenthum hinweggerafft. Ja, in Florenz, meine Herren, ist, wie Ihr wohl wißt, kein Adliger nur

im Stande, das niedrigste Amt im Staate zu bekleiden!"

"Schurken!" sagte Colonna, "sie verletzen das erste Gesetz der Natur!"

"In diesem Augenblicke," nahm Montreal wieder das Wort, der, ganz von seinem Gegenstande in Anspruch genommen, sich wenig um die Unterbrechungen kümmerte, welche die heilige Entrüstung des Barons verursachte, — "in diesem Augenblicke gibt es Viele — vielleicht die Klügsten in den Freistaaten — welche sich nach Erneuerung der alten lombardischen Bündnisse sehnen zu Vertheidigung ihrer allgemeinen Freiheit überall und gegen Jeden, der nach dem Fürstentitel trachten sollte. Glücklicher Weise legen die tödtlichen Eifersuchten zwischen diesen handeltreibenden Staaten — die gemeine plebejische Eifersucht — mehr des Handels, als des Ruhmes wegen — gegenwärtig dieser Absicht ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg; und Florenz, die rührigste und geachtetste von allen, ist zum Glücke durch schlechte kaufmännische Spekulationen so zurückgekommen, daß es gänzlich unfähig ist, ein so großes Unternehmen zu verfolgen. Jetzt also ist für uns eine günstige Zeit, meine Herren; während diese Hindernisse für unsere Feinde so groß sind, ist es jetzt Zeit für uns, einen Gegenbund zwischen allen Fürsten Italiens zu gründen und zu befestigen. Zu Euch, edler Stephan, bin ich, wie es Euer Rang erheischt, zu Euch allein von allen römischen Baronen bin ich gekommen, um Euch diese ehrenvolle Vereinigung vorzuschlagen. Be-

denkt, welche Vortheile sie Eurem Hause bietet. Die Päpste haben Rom für immer verlassen; kein Gegengewicht ist mehr für Euer Ehrgeiz, — es soll auch keines mehr für Eure Macht sein. Ihr habt die Beispiele der Visconti und des Taddeo di Pepoli vor Euch. Ihr könnt in Rom, der ersten Stadt Italiens, eine höchste und unumschränkte Herrschaft gründen, Eure schwächeren Nebenbuhler — die Savelli, die Malatesta, die Orsini — gänzlich unterwerfen und Euren Kindeskindern ein erbliches Königreich hinterlassen, das vielleicht noch einmal nach der Herrschaft der Welt strebt.“

Stephan bedeckte sein Gesicht mit der Hand und antwortete: — „Aber dies, edler Montreal, erfordert Mittel — Geld und Mannschaft.“

„Was die Letztere betrifft, so könnt Ihr genug von mir erlangen — meine kleine, am besten disciplinirte Compagnie kann, sobald ich nur will, zur zahlreichsten in Italien anwachsen; an dem Ersten, edler Baron, kann es dem reichen Hause Colonna nicht fehlen; selbst ein Pfandbrief auf die ausgedehnten Besitzungen kann leicht wieder eingelöst werden, wenn Ihr Euch in den Besitz aller Einkünfte Roms gesetzt habt. Ihr seht,“ fuhr Montreal gegen Adrian gewandt fort, von dessen Jugend er einen wärmeren Bundesgenossen erwartete, als in seinem grauen Verwandten, „Ihr seht auf einen Blick, wie ausführbar dieser Plan ist, und welch' weites Feld er Eurem Hause eröffnet.“

„Herr Walter von Montreal,“ sagte Adrian, als

er von seinem Sitze sich erhob, um dem mit Schwierigkeit unterdrückten Unwillen Luft zu machen, „es betrübt mich sehr, daß unter dem Dache von Rom's erstem Bürger ein Fremder so ruhig und ohne Unterbrechung den Ehrgeiz anspornen soll, um mit der Schuld und der verworfenen Berühmtheit eines Visconti oder eines Pepoli zu wetteifern. Sprecht, mein Herr (an Stephan sich wendend) — spricht, edler Vetter! und sagt diesem Ritter aus der Provence, daß, wenn durch einen Colonna die frühere Größe Rom's nicht wieder hergestellt werden kann, durch einen Colonna die letzten Trümmer der Freiheit wenigstens nicht zerstört werden sollen.“

„Warum das, Adrian? — warum das, lieber Vetter?“ sagte der so plötzlich aufgerufene Stephan, „beruhige Dich, ich bitte. Edler Herr Walter, er ist jung — jung und vorschnell, er wollte Euch nicht beleidigen.“

„Davon bin ich überzeugt,“ versetzte Montreal kalt, aber mit großer und höflicher Selbstbeherrschung. „Aus ihm spricht der Eindruck des Augenblicks — ein lobenswerther Fehler der Jugend. Auch ich hatte ihn in seinem Alter, und manchmal hätte mich meine Uebereilung beinahe das Leben gekostet. Nein, Signor, nein! — greift nicht so bedeutsam an Guer Schwert, als meintet Ihr, ich wolle Euch drohen; ferne von mir sei eine solche Vermessenheit. Ich habe, glaubt mir, in den Kriegen hinlänglich Vorsicht gelernt, um nicht muthwillig eine Klinge gegen mich zu reizen, die ich gegen solche Ueberlegenheit geschwungen sah.“

Wider Willen gerührt durch die Höflichkeit des Ritters und die Anspielung auf einen Vorfall, bei welchem sein Leben vielleicht durch Montreal gerettet worden war, reichte Adrian dem Letzteren die Hand.

„Ich war zu tadeln wegen meiner Hitze,“ sagte er freimüthig; „aber erkennt an eben meiner Festigkeit,“ setzte er ernster hinzu, „daß Euer Vorschlag keine Theilnahme unter den Colonna erregen wird. Ja, in Gegenwart meines edlen Vetzters wage ich Euch zu sagen, daß, wenn seine hohe Bestätigung einem solchen Plane zu Theil würde, die treuesten Herzen seines Hauses ihn verließen; und ich selbst, sein Verwandter, würde jenes Schloß da unten gegen einen so unnatürlichen Ehrgeiz bemannen.“

Eine leichte und kaum bemerkbare Wolke zog bei diesen Worten über Montreaus Angesicht, und er biß sich in die Lippe, ehe er antwortete: „Aber wenn die Orsini weniger gewissenhaft wären, so könnte man die erste Ausübung ihrer Macht in dem zusammenstürzenden Hause der Colonna erkennen.“

„Wißt Ihr,“ versetzte Adrian, „daß einer unserer Wahlsprüche die stolze Anrede an die Römer ist: — Wenn wir fallen, fällt auch Ihr! Und lieber dieses Loos, als eine Erhebung auf den Trümmern unserer Vaterstadt.“

„Gut, gut, gut!“ sagte Montreal, indem er sich wieder setzte. „Ich sehe, daß ich Rom sich selbst überlassen muß, — der Bund muß ohne jenen Beistand gedeihen. Ich scherzte nur, wenn ich auf die Orsini hindeutete, denn es fehlt ihnen die Macht, die ihre

Bemühungen sicher machen würde. Laßt uns denn die vorige Unterredung aus unserem Gedächtnisse verwischen. Am neunzehnten, glaube ich, Signor Colonna, beabsichtigt Ihr mit Euren Freunden und Anhängern Euch nach Corneto zu begeben, wohin Euch zu begleiten Ihr mich aufgefordert?"

„An eben diesem Tage, Herr Ritter,“ erwiderte der Baron, sichtlich durch diese Wendung des Gespräches erleichtert. „Die Sache ist die, daß man uns so sehr der Gleichgültigkeit an den Interessen des guten Volkes beschuldigt, daß mir viel daran liegt, durch diese Expedition die Behauptung zu widerlegen, und wir beabsichtigen daher, eine Zufuhr Korn nach Corneto zu begleiten und gegen die Straßenräuber zu schützen. In Wahrheit aber habe ich außer der Furcht vor den Räubern noch einen zweiten Grund, aus welchem ich ein möglichst zahlreiches Gefolge wünsche. Ich möchte meinen Feinden und dem Volke im Allgemeinen die feste und immer wachsende Macht meines Hauses zeigen; die Schaustellung einer solchen bewaffneten Macht, wie ich sie aufzubringen hoffe, wird eine herrliche Gelegenheit sein, die Aufrührerischen und Widerspänstigen mit Scheu und Furcht zu erfüllen. Adrian, Du wirst, hoffe ich, an diesem Tage Deine Dienstmannen versammeln; wir möchten nicht ohne Dich sein.“

„Und während wir dahinreiten, ehrenwerther Signor,“ sagte Montreal, sich gegen Adrian wendend, „werden wir die Wunde gänzlich heilen, die ich Euch aus Unachtsamkeit schlug. Glücklicher Weise gibt

es einen Punkt, in welchem wir uns vereinigen können — unsere Galanterie gegen das schöne Geschlecht. Ihr müßt mich mit den Namen der schönsten Damen Roms bekannt machen, und wir wollen alte derartige Abenteuer abhandeln und auf neue hoffen. Beiläufig gesagt, Signor Adrian, seid Ihr, wie alle Eure Landsleute, ein Verehrer Petrarca's?"

"Theilt Ihr unsern Enthusiasmus nicht? — Befleckt Eure Galanterie nicht so, ich bitte."

"Kommt, wir dürfen uns nicht schon wieder widersprechen; aber, bei Allem, was mir heilig ist, ich schätze einen Troubadours-Rundgesang so hoch, als Alles, was Petrarca je geschrieben. Er hat nur aus unserer ritterlichen Poesie entlehnt und sie wie ein weichlicher Geck maskirt."

"Nun," sagte Adrian heiter, "für jede Zeile der Troubadours, die Ihr citirt, sollt Ihr eine andere von mir haben. Ich will Euch die Ungerechtigkeit gegen Petrarca verzeihen, wenn Ihr den Troubadours Gerechtigkeit widerfahren laßt."

"Gerechtigkeit!" rief Montreal ganz begeistert; "ich stamme aus dem Lande, ja von dem Blute der Troubadours! aber wir werden zu lustig für Euern edeln Better; und ich muß für jetzt Euch Lebewohl sagen. Signor Colonna — Friede sei mit Euch; Adieu, Herr Adrian, — mein ritterlicher Bruder, erinnert Euch Eurer Ausforderung."

Und der Johanniterritter verabschiedete sich mit leichter, ungezwungener Anmuth. Der alte Baron entschuldigte sich durch eine stumme Verbeugung

Bei Adrian und folgte Montreal in das anstoßende Zimmer.

„Herr Ritter!“ sagte er, „Herr Ritter!“ als er die Thüre gegen Adrian schloß und dann Montreal in eine Fenstervertiefung zog, — „ein Wort in's Ohr. Denkt nicht, ich verachte Euer Anerbieten, aber man muß diese jungen Leute schonen; der Plan ist groß — edel, — meinem Herzen angenehm: aber er erfordert Zeit und Vorsicht. Ich habe Viele aus meinem Hause, so bedenklich wie jener Hiskopf, erst zu gewinnen; der Weg ist schön; aber er muß genau und sorgfältig untersucht werden. Ihr versteht?“

Montreal warf unter den zusammengezogenen Brauen einen durchdringenden Blick auf Stephan und antwortete dann: —

„Meine Freundschaft für Euch hieß mich jenes Anerbieten machen. Der Bund kann bestehen ohne die Colonna, — hütet Euch vor einer Zeit, wo die Colonna nicht ohne den Bund mehr bestehen können. Mein Gebieter, seht Euch wohl um; es gibt mehr freie Männer — ja, überdies noch kühne und ruhige — in Rom, als Ihr wohl denkt. Hütet Euch vor Rienzi! Adieu, bald treffen wir uns wieder.“

Mit diesen Worten schied Montreal, und als er mit seinem sorglosen Schritt durch das vollgedrängte Vorzimmer ging, sprach er zu sich selbst: —

„Ich werde hier meinen Zweck nicht erreichen! — diese elenden Adelligen haben weder den Muth, um groß, noch die Weisheit, um ehrlich zu sein. Lasse sie fallen! — Vielleicht finde ich einen Abenteurer

aus dem Volke, — einen Abenteurer, wie ich selbst, der sie Alle aufwiegt."

Raum war Stephan zu Adrian zurückgekehrt, so umarmte er seinen Bründel leidenschaftlich, der schon seinen Stolz für einen scharfen Tadel wegen seiner Keckheit gerüstet hatte.

"Herrlich verstellt, bewundernswerth, bewundernswerth!" rief der Baron; "Ihr habt die wahre Kunst eines Staatsmannes an dem kaiserlichen Hofe gelernt. Immer dachte ich es — immer habe ich es gesagt. Ihr saht die Verlegenheit, in der ich mich befand, so überrascht durch den tollen Plan des Barbaren; besorgt, ihn von der Hand zu weisen, — noch besorgter, ihn anzunehmen. Ihr habt mich mit vollendeter Gewandtheit herausgezogen; diese Leidenschaftlichkeit — Eurem Alter so natürlich, — war eine treffliche Finte, — lenkte den Angriff ab, — schaffte mir Zeit, zu Athem zu kommen, — setzte mich in den Stand, mit dem Wilden zu spielen. Aber wir dürfen ihn nicht beleidigen, wißt Ihr; alle meine Leute würden mich verlassen, oder mich an die Orsini verkaufen, oder mir den Hals abschneiden, wenn er nur mit dem Finger winkte. O! es war bewundernswerth durchgeführt, Adrian, bewundernswerth!"

"Dem Himmel sei Dank!" sagte Adrian, dem es schwer wurde, den Athem wieder zu finden, welchen sein Erstaunen zurückgedrängt hatte: "Ihr denkt nicht daran, den schwarzen Vorschlag anzunehmen?"

"Daran denken! nein, gewiß nicht!" sagte Stephan und warf sich in seinen Stuhl zurück. "Nun,

kennst Du mein Alter nicht, Knabe? Hart an meinem neunzigsten Jahre, müßte ich wahrlich ein Thor sein, wenn ich mich in einen solchen Strudel von Unruhe und Bewegung stürzte. Ich wünsche zu behalten, was ich habe, — nicht, es durch weitere Wagnisse auf das Spiel zu setzen. Bin ich nicht der Liebling des Papstes? Soll ich mich seinem Kirchenbanne aussetzen? Bin ich nicht der Mächtigste unter dem Adel? Wäre ich als König mehr? Mir, in meinem Alter, von solchem Zeug reden! — der Mensch ist toll. Ueberdies," setzte der alte Mann mit gedämpfter Stimme und ängstlich um sich blickend, hinzu, „wenn ich König wäre, so könnten meine Söhne mich der Nachfolge wegen vergiften. Es sind gute Jungen, Adrian, gewiß! Aber eine solche Versuchung! — Ich möchte sie nicht auf diese Probe setzen; diese grauen Haare haben Erfahrungen gemacht! Tyrannen sterben keines natürlichen Todes; nein, nein! — Die Pest über den Ritter, sage ich; er hat mich schon in einen kalten Schweiß gestürzt."

Adrian betrachtete die arbeitenden Züge des alten Mannes, dessen Selbstsucht ihn so vor einem Verbrechen bewahrte. Er horchte auf seine letzten Worte — voll von der dunkeln Wahrheit jener Zeiten — und als der hohe und reine Ehrgeiz Rienzi's plötzlich sich ihm vor Augen stellte, fühlte er, daß er seine Hitze nicht tadeln, über deren Uebermaß sich nicht wundern könne.

„Und dann," fuhr der Baron, seine Selbstbeherrschung wieder gewinnend, bedächtiger fort, „zeigt

mir dieser Mann durch seine Warnung auf einmal seine ganze Unkenntniß unseres Staatszustandes. Was meint Ihr? Er hat sich unter den Pöbel gemischt und dessen furchtbare Sprache für Macht gehalten; ja, er glaubt, Worte seien Krieger, und bat mich — mich, Stephan Colonna, — mich in Acht zu nehmen — vor wem meint Ihr? Nein, Ihr werdet es nie errathen! — vor dem Redenhalter Rienzi! — meinem früheren, scherzhaften Gaste! ha! ha! ha! — die Unwissenheit dieser Barbaren! — ha! ha! ha!“ und der alte Mann lachte, bis ihm die Thränen über die Wangen rollten.

„Doch fürchten Viele unter dem Adel eben diesen Rienzi;“ sagte Adrian ernsthaft.

„Ach! laßt sie, laßt sie! — Ihnen fehlt unsere Erfahrung — unsere Weltkenntniß, Adrian. Bedenke, Mann — wann haben je Deklamationen Schlösser eingestürzt und Soldaten besiegt? Ich sehe es gern, wenn Rienzi dem Pöbel von dem alten Rom und solchem Zeug vordekamirt; es gibt ihnen etwas zu denken und zu plaudern, und so verdunstet ihre ganze Wuth in Worten; sie könnten ein Haus anzünden, wenn sie keine Rede hörten. Da ich aber gerade auf diesem Thema bin, so muß ich gestehen, daß der Schulfuchs in seinem neuen Amte unverschämt geworden ist; da, da, — dieses Papier erhielt ich heute, noch ehe ich aufstand. Ich höre, er hat dieselbe Unverschämtheit gegen alle Adelligen begangen. Lest es, wenn Ihr wollt;“ und der Colonna gab seinem Verwandten ein Papier in die Hand.

„Ich habe dasselbe erhalten,“ sagte Adrian, als er einen Blick hingeworfen hatte. „Es ist eine Aufforderung Nienzi's, in die Kirche des St. Johann von Lateran zu kommen, um die Erklärung der Inschrift einer kürzlich aufgefundenen Tafel mit anzuhören. Sie steht, sagt er, in der innigsten Verbindung mit der Wohlfahrt und dem Zustande Roms.“

„Sehr unterhaltend, wage ich zu behaupten, für Professoren und Büchermenschen. Verzeiht mir, Vetter; ich vergaß, daß Ihr an solchen Dingen Geschmack findet! mein Sohn Gianni theilt auch diese Eure Neigung. Nun, nun! sie ist unschuldig genug! Geht — der Mann spricht gut.“

„Wollt Ihr uns nicht begleiten?“

„Ich — mein guter Junge — Ich!“ sagte der alte Colonna und riß die Augen mit solchem Erstaunen auf, daß Adrian nicht umhin konnte, über die Einfalt seiner Frage zu lachen.

Zweites Kapitel.

Die Unterredung und der Zweifel.

Als Adrian den Palast seines Vormundes verließ und seinen Weg in der Richtung gegen das Forum nahm, begegnete er etwas unerwartet Raimund, dem Bischof von Orvieto, der, auf einem kleinen Klepper sitzend und von drei oder vier seiner Diener begleitet, plötzlich anhielt, als er den jungen Edelmann erkannte.

„Ach, mein Sohn! ich sehe dich selten: wie geht es Dir? — gut? So, so! Es freut mich, dies zu